

dem er den griechischen Begriff *Christos* in Joh 11,27 in deutscher Übersetzung wiedergibt („der Gesalbte“). Das ist zwar sprachlich korrekt, nivelliert jedoch die theologische Gleichwertigkeit des Marta-Bekenntnisses und damit einen für Frauen identitätsstiftenden Text. Trotz dieser Einschränkung bietet der verständlich geschriebene Kommentar allen, die in Lehre und Verkündigung tätig oder auch einfach an der Bibel interessiert sind, viele neue Zugänge zum Verständnis des Joh, insbesondere im Blick auf den jüdisch-christlichen Dialog.

Hildegard Gollinger, Merzhausen/Br.

Carsten Wilke, **„Den Talmud und den Kant“**. Rabbinerausbildung an der Schwelle zur Moderne. Netiva: Wege deutsch-jüdischer Geschichte und Kultur. Studien des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts, hg. von Michael Brocke, Bd. 4. Verlag Georg Olms, Hildesheim 2003. 726 Seiten.

Mit dem Emanzipationsangebot der Aufklärung wurde das europäische Judentum vor schwerwiegende Entscheidungen gestellt. Das bislang in seinen Grundzügen seit der Antike relativ stabil gebliebene jüdische Bildungssystem sah sich durch die Aufbrüche der Moderne herausgefordert. Bisher konnte man in den zahlreichen gemeindenahen Bildungsinstitutionen und privaten Lernzirkeln dem altjüdischen Ideal des zweckfreien Lernens nachgehen. Dieses Bildungssystem hat durch das Gebot des Lernens zu einer gemeinsamen Volkselehrsamkeit geführt. Jugendliche aus den ärmeren Schichten sahen in der höheren Bildung die Chance zum gesellschaftlichen Aufstieg, etwa durch eine lukrative Heirat oder wenigstens im kärglich dotierten Rabbinerberuf.

Mit der beginnenden rechtlichen Gleichstellung verloren die jüdischen Gemeinden ihre Autonomie. Die rabbinische Zivilgerichtsbarkeit wurde aufgehoben, das Ansehen des Rabbiners sank, mit der eingeführten Schulpflicht öffneten sich auch die allgemeinen Schulen der jüdischen Jugend. Der Druck des kulturellen Wandels drängte auf den Erwerb der deutschen Sprache wie auch auf eine professionelle Berufsausbildung für Lehrer und Rabbiner in wissenschaftlichen Bildungsgängen. Der Staat war wie schon im Falle der christlichen Geistlichkeit daran interessiert, den Rabbinerberuf aufzuwerten und ihn zum Werkzeug staatsbürgerlicher Erziehung der Juden zu machen. Das auch jüdischerseits empfundene problematisch gewordene Verhältnis von Talmudstudium und Lebenswelt sollte nun durch verpflichtende Stu-

dien auch profaner Wissenschaften verbessert werden. Akkulturations- und Professionalisierungsdruck ließen dabei ein regelrechtes „Laboratorium von Bildungslaufbahnen“ entstehen, die den Studierenden ein Höchstmaß an Lernbereitschaft, Ausdauer und Flexibilität abverlangten. Allerdings fehlten für das Studium der staatlich verordneten und von der Mehrheit des reformfreudigen Judentums angestrebten neuen Bildungsfächer die personellen und institutionellen Voraussetzungen im jüdischen Bildungssystem. Der Student mußte sie entweder privat (bei einem Rabbiner oder christlichen Kleriker) oder durch den Besuch des Gymnasiums und der Universität erwerben. So studierte der angehende Rabbiner neben seinem Talmudstudium an der Jeschiwa seine historischen, philologischen, philosophischen, pädagogischen und auch theologischen Fächer in aller Regel bei christlichen Lehrern, die ihn auch dem verlangten Staatsexamen unterzogen.

Der folgende Rückgang der Jeschiwot und der Zusammenbruch des alten Bildungsweges, aber auch das sinkende Ansehen der traditionell ausgebildeten Rabbiner ließ im Judentum eine heftige Diskussion um den zukünftigen Bildungsgang und die dazu notwendigen Bildungseinrichtungen entstehen. Der reformfreudige Flügel unter Abraham Geiger, der vom Humboldtschen Entwurf akademischer Freiheit beeindruckt war, strebte nach einer „Wissenschaft des Judentums“ (Leopold Zunz), die am ehesten in einer „jüdischen Fakultät“ der Universität gelehrt werden könnte. Im Zuge der kurzlebigen Gleichstellungspolitik der napoleonischen Zeit waren die akademischen Laufbahnen für Juden geöffnet worden. Die höhere Bildung schien den staatlichen Behörden wie den reformfreudigen Juden der beste Weg zur kulturellen Integration und auch zum sozialen Aufstieg. Doch die Hoffnungen auf eine akademische Aufnahme in die christliche Alma Mater wurden zunächst durch die nach dem Wiener Kongreß einsetzende Restauration blockiert. Endgültig scheiterten sie dann an finanziellen Schwierigkeiten und an alten Vorurteilen, am mangelnden Interesse auf staatlicher Seite wie auch auf seiten der traditionellen jüdischen Mehrheit, die sich dem nach Art des Theologiestudiums christlicher Priester akademisch ausgebildeten Rabbiner mit seinen vielen Zertifikaten und dem Doktorhut verschloß und lieber traditionelle rabbinische Gelehrte aus Polen, Litauen und Ungarn in ihre Gemeinden holte. Auch die Uneinigkeit der verschiedenen religiösen Strömungen über das Bildungsprofil des Rabbiners war der entscheidende Grund, warum in der Zeit der Restauration weder eine neue berufsbildende Institution geschaffen, noch die alten vor dem Untergang gerettet werden konnten. Die Altorthodoxie erwies sich vitaler als erwartet. Zudem sahen

konservative Politiker der Reaktionszeit in den Orthodoxen die geborenen Verbündeten gegen die liberalen Ideen im reformierten Judentum. Es kam zu einer regelrechten „Erweckungsbewegung um den Talmud“. Doch das gesetzestreue Lager hielt weiterhin an der breiteren Bildung des zukünftigen Rabbiners fest.

Es ist sicherlich auch eine Folge der universitären Studien gewesen, daß sich in der 2. Hälfte des 19. Jh. eine historisch-kritische Talmudforschung als Gegenbewegung zum in Verruf gekommenen *Pilpul* („gepfefferte“ Dialektik) und zum halachischen Pragmatismus etablieren konnte. Der ideale Rabbiner sollte ein gelehrter und erfahrener Talmudist sein, ein gründlich gebildeter Akademiker, guter Pädagoge, Prediger und Redner, der im Rufe der Frömmigkeit und der Charakterstärke stehen sollte. Diese Synthese der neuen rabbinischen Wissenschaft als Verbindung des reformierten Talmudlernens mit der historisch-philologischen Methode und den für die Ausübung des Rabbinerberufs notwendigen weiteren Profanwissenschaften gewann dann schließlich Gestalt im 1854 gegründeten Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau, dessen erster Leiter der neuorthodoxe Zacharias Frankel wurde. Das Breslauer Seminar wurde die bedeutendste Institution für die Rabbinerausbildung in Europa und Vorbild für spätere Gründungen. Der Paradigmenwechsel in der rabbinischen Ausbildung blieb dennoch in der Kontinuität traditioneller jüdischer Bildungsideale. Die Kritik von Liberalen wie Orthodoxen führte zur Gründungen der liberalen „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ 1870 unter Abraham Geiger und des Rabbinerseminars für das orthodoxe Judentum 1873 durch Esriel Hildesheimer – beide in Berlin. Nach dem gewaltsamen Traditionsabriß im Dritten Reich sehen sich die Hochschule für Jüdische Studien, 1979 in Heidelberg errichtet in der Trägerschaft des Zentralrats der Juden in Deutschland, und das 1999 in Potsdam gegründete Abraham Geiger Kolleg als liberales Rabbinerseminar in der Nachfolge ihrer großen Vorgänger.

Die vorliegende, spannende und mit großem Gewinn zu lesende Studie ist ein epochales Werk über diese westaschkenasische Rabbinerausbildung an der Schwelle zur Moderne. Sie ist die erste umfassende Darstellung, die der Weiträumigkeit und der Interdependenzen der beschriebenen politischen und kulturellen Entwicklungen von den deutschen Stammländern bis zum preußischen und russischen Polen, Elsaß-Lothringen, den Niederlanden und Norditalien gerecht wird, wobei aufgezeigt werden kann, daß wesentliche Neuansätze aus dem böhmisch-mährischen Bereich kamen. Der Autor schöpft seine detaillierten Kenntnisse nicht nur aus dem vielfältigen

Bildungsschrifttum des untersuchten Zeitraums, aus den Gesetzestexten, Rechtsverordnungen und Verwaltungsvorschriften, sondern auch aus vielen unedierte persönlichen Notizen, Erinnerungen, Nachlässen, Briefen und Autobiographischem aus einer großen Zahl von Archiven und Handschriftensammlungen. Durch seine immense Sachkenntnis vermag er behutsam gängige wissenschaftliche Annahmen, historische Verläufe und Deutungshypothesen zu korrigieren. In der Krise der *Haskala* zeigte sich ein höchst vitales Judentum, das aktiv die eigenen Kräfte zu den notwendigen Reformen mobilisierte und auf dem Hintergrund eines gewandelten kulturellen Horizonts von jüdischer Gemeinde und Rabbinerschaft daranging, die entsprechenden Institutionen zu schaffen. So ist dem westaschkenasischen Judentum eine bemerkenswerte Akkulturationsleistung gelungen, ohne daß wesentliche Identitätsmerkmale aufgegeben werden mußten, die sogar für die Ausbildung des Rabbiners weiterhin unverzichtbar eingefordert wurden.

Diese Studie wird sicher für lange Zeit ein unentbehrliches Standardwerk bleiben. Ein Personenindex neben dem vorhandenen geographischen Index wäre ein lexikalischer Zugewinn gewesen.

Herbert Jochum, Saarbrücken

Josef Wohlmuth, **Jerusalem Tagebuch 2003/2004**. Theologisch – spirituell – politisch. Jerusalem Theologisches Forum 8. Aschendorff Verlag, Münster 2006. 231 Seiten.

„In Jerusalem christliche Theologie studieren – was heißt das? Ist hier mehr zu lernen als anderswo sonst? Gibt es eine typische Theologie der heiligen Orte, wie es eine Theologie der heiligen Zeiten gibt? Wie immer man diese Frage beantwortet, wird es darauf ankommen, sich der Topographie des eigenen Lebens, mit Herkunft, Weg und Ziel, bewußt zu werden [...]. Die Exponiertheit Jerusalems in fast jeder Hinsicht bedeutet Weichenstellung für eine theologische Biographie“ (176).

Der Bonner Dogmatiker Josef Wohlmuth war lange Zeit zu Gast am „Nabel der Welt“ – als Lehrender und Lernender des ökumenisch ausgerichteten „Theologischen Studienjahres“ an der Abtei Hagia Maria Sion. Als Dekan des Studienjahres 2003/2004 hat er festgehalten, was ihn bewegt, was ihm in der Begegnung mit Land und Leuten neu aufgeht an Theologie und Archäologie, welche liturgischen und spirituellen Impulse er erfährt, zwischen Ju-